

Meine Schwiegereltern in spe – die Enttäuschungen

Auf der anderen Seite wussten viele Menschen nicht, wie sie mit uns umgehen sollten. Daraus resultierten viele Enttäuschungen. Die größte Enttäuschung aber mussten wir seitens Maurice' Familie hinnehmen. Es begann damit, dass Maurice' Eltern nach der Beerdigung, gerade mal elf Tage nach Davids stiller Geburt, ein Ende der Traurigkeit von uns verlangten. Sie versuchten, uns unsere Gefühle zu verbieten und uns vorzuschreiben, wie und vor allem wie lange wir ihrer Ansicht nach um unser totes Kind weinen durften. Ein einzelnes aufgestelltes Bild von David hätte uns zu reichen, nicht so viele, wie wir sie hatten. Wir konnten es nicht fassen. Gerade sie, die selbst vor vielen Jahren ein Kind verloren hatten, konnten und wollten uns nicht verstehen. Eigentlich müssten doch gleichermaßen Betroffene am besten verstehen und nachvollziehen können, was in uns vorging – und sei es noch so lange her. Wie sehr hatte ich mir gewünscht, dass Maurice' Mutter mich nur ein einziges Mal in die Arme genommen und mir gesagt hätte, wie sehr sie mich verstehen könnte. Es erfolgte jedoch nichts dergleichen, stattdessen Vorwürfe und Vorschriften. Es schien ihnen wichtiger, dass wir für Maurice' Patenkind ein Weihnachtsgeschenk besorgten oder täglich bei seiner Oma anriefen, um Small Talk zu betreiben. Niemals wurde mir weniger Feingefühl entgegengebracht wie von meinen Schwiegereltern in spe. Für uns, besonders für Maurice, starb mit David ein Teil seiner Eltern. Es kostete uns unsagbar viel Kraft, uns mit ihnen auseinanderzusetzen. Kraft, die wir eigentlich nicht besaßen und die wir viel besser für unsere Trauerarbeit hätten brauchen können.

Maurice:

Ja, das Verhalten meiner Eltern enttäuschte mich und machte mich wütend. Es hatte uns mehr Kraft gekostet als gegeben.

Ich dachte viel darüber nach: Wie hätte ich als Vater reagiert, wenn meinem Kind plötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen würde? Ich würde meinem Kind helfen wollen. Und das haben ganz sicher auch meine Eltern versucht. Sie wollten uns so schnell wie möglich aus dem Tal der Trauer holen – es sollte möglichst schnell wieder „alles gut“ sein. Ich kann das nachvollziehen, denn auch mir geht es manchmal so, dass ich in Konfliktsituationen alles möglichst schnell wieder gut machen will. Sie hatten Angst um uns. Sie hatten ihr Enkelkind verloren und die Erinnerung an ihr eigenes verlorenes Kind wurde vermutlich wieder präsent.

Anna und ich hatten uns allerdings für einen anderen Weg der Trauerverarbeitung entschieden (ohne jemals wirklich darüber gesprochen zu haben). Wir wollten unsere Trauer zulassen, wir wollten die Leere, Orientierungslosigkeit, Einsamkeit und Kälte bewusst durchleben und ertragen. Es war ein sehr schwerer Weg – ein Weg, der anderen womöglich Angst gemacht hätte. Niemand wusste, wo der Weg münden und was aus uns werden würde. Viele Eltern, die ein Kind verloren haben, trennen sich, manche begehen sogar Selbstmord. Das hätte passieren können, und davor hatten meine Eltern Angst. Sie haben, insbesondere mir, vielleicht nicht zugetraut, dass ich stark genug für diesen Weg sei, den sie selbst nicht gegangen waren.

Die größte Hilfe, die ich von anderen bekam, war das Zuhören (meist war es Anna, die ein Ohr für mich hatte). Das Ertragen der Trauer, der Stille, der Tränen, der Wut, der Hilflosigkeit ist sehr schwer und gelingt nur wenigen. Selbst lieb gemeinte Worte treffen häufig offene Wunden, die von außen nicht sichtbar sind.

Aus dieser Extremsituation konnte mir niemand heraushelfen. Ich war in erster Linie auf mich selbst gestellt und musste meinen eigenen Weg finden. Ratschläge waren kontraproduktiv und konnten – sofern der Berater die Ablehnung persönlich nahm – sehr viel Kraft kosten und zu einer dauerhaften Zerrüttung führen. Für Angebote von Verwandten und Freunden, die ich ohne Begründung zurückweisen konnte, war ich sehr dankbar. Ich war froh, wenn ich alltägliche Arbeiten wie Kochen, Putzen, Einkaufen abgeben konnte.

Anna musste diesen Weg ebenfalls alleine gehen – ich konnte ihr zwar nicht direkt helfen, konnte jedoch immer für sie da sein, wenn sie mich brauchte. Wir mussten darauf vertrauen, dass unsere Wege in dieselbe Richtung gingen, beeinflussen konnten wir sie nicht.

Für Wochen und Monate lebte ich in meiner eigenen Welt; in dieser Zeit war ich richtiggehend egoistisch. Ich konnte keine Rücksicht auf andere nehmen, denn meine beziehungsweise unsere Existenz stand auf dem Spiel.

Leider hatten nicht alle Verständnis für unseren langen und einsamen Weg. Vielleicht wäre es mir genauso gegangen, vielleicht hätte ich ebenso erwartet, dass „es nach ein paar Monaten doch endlich mal gut sein müsste“. Doch Außenstehende – und ich würde mich selbst hinsichtlich Annas Gefühlslage als „Außenstehenden“ bezeichnen – sollten vermeiden, ihre eigene

Gefühlslage auf den Betroffenen zu projizieren. Niemand kann beurteilen, wann die Trauer ausreichend gelebt wurde. Die Folgen spüren wir noch heute. Sie bereiten uns noch große Schmerzen und kosten uns viel Kraft. Einerseits tut es mir leid, dass wir anderen große Sorgen bereitet haben, andererseits haben wir uns unser Schicksal nicht ausgesucht. Von allen mussten wir die größten Schmerzen ertragen, und wir haben ein Recht darauf, dass man uns so annimmt, wie wir sind, und man unseren Weg akzeptiert.